Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 30

Artikel: Altaich [Fortsetzung]

Autor: Thoma, Ludwig

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645150

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 30
XXII. Jahrgang
1932

Bern,
23. Juli
1932

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Abendlied.

Von Gustav Schüler.

Nun Dämmern angefangen,
Laß uns die schweren, bangen
Gedanken an dich tun —
Du mußt dich uns bereiten,
Daß wir nach allem Streiten
In deinen Kammern stille ruhn.

Was heute krank gewesen,
Laß neu in dir genesen,
Was wank war, mache stark.
Du wollest zu dir heben
Das arme, dunkle Leben,
Du aller Welten Maß und Mark!

O hilf uns von der Erden
Und laß uns besser werden,
Eh' alle Fahrt verrinnt —
Hilf uns mit jedem Tage
Zu höherm Flügelschlage
Dahin, wo deine Sonnen sind!

(Aus: „All mein Gehen ist Weg zu dir".)

Altaich

Eine heitere Sommergeschichte von Ludwig Thoma.

(Copyright by Alb. Langen, München.) 12

Es gab viel Aufsehen in der Werkstatt, als Mizzi Spera hinter der Hallbergerin eintrat.

Der Alte stand am Anboß und schlug auf ein glühendes Stück Eisen los, daß die Funken sprühten.

Xaver war am Feuer, und der Lehrbub trat den Blasbalg.

„Vater", sagte die Hallbergerin, „da is an Ueberraschung. Kennst a s' net?"

Sie deutete auf Marie, die näher kam.

Dem Alten stieg eine dunkle Röte ins Gesicht.

„Du?" fragte er.

Dann legte er den Hammer weg und steckte das Eisen in einen Wasserkübel.

Er wollte noch etwas sagen, aber da fiel ihm ein, daß sie Zuschauer hatten.

Er band sich den Lederschurz los.

„Geht's in d' Wohnung nauf! I kimm nach."

Seine Augen blickten nicht freundlich. Hätte er noch das Stück Eisen in der Hand gehabt, dann wäre es dem vornehmen Hündchen Fifi schlecht gegangen.

Es schien beleidigt zu sein durch den Geruch von Ruß und Eisenstaub und kläffte den ordinären Schlosser wütend an.

Marie rief ihn mit Kommandostimme zu sich. Sie gab sich recht herrisch, um auf den saubern Gesellen, der sie unbekümmert ansah, einen stattlichen Eindruck zu machen. Dann verließ sie mit der Mutter die Werkstatt.

Hallberger räusperte sich etliche Male, denn der Kehlkopf war ihm trocken geworden, und schaffte dem Xaver allerhand an. Dann ging er.

Der Lehrbub schaute ihm nach und wollte ein Gespräch haben.

„Ah Herrschaft! Was is denn dös für oane g'wen?" fragte er und verzog das verrußte Gesicht zum Lachen.

Aber Xaver litt keine Vertraulichkeit.

„Dös geht di wenig o", sagte er barsch. „Tua dei Arwat, Saubua nixiger!"

Und während er in einer Kiste herumkramte, um sich eine passende Schraubenmutter zu suchen, brummte er vor sich hin:

„Dös waar amal des richtige G'schoß ..."

*

In der Wohnstube traf Hallberger nur die Alte.

„Wos is 'n de ander?" fragte er barsch.

„In ihran Zimma halt; sie werd si umzieahgn."

„So? In ihr'n Zimma? Hängt a Spiegel drin?"

„Du fragst aba g'spassi ..."

„I moan g'rad, daß sie si neischaug'n ko, und vielleicht a Bild damit vagleicht von da Kinderzeit ..."

„Geh! Was hast denn?"

„M—hm. Du siechst freili nix ..."

„Was soll i denn sehg'n? Daß s' a saubers Madel wor'n is?"

„Sauber? De kimmt dir sauber vor? Wia s' in der Werkstatt drin g'stand'n is, war's net anderst, als wenn s' aus an Zigeunawag'n rausg'stieg'n waar. So herg'laff'n, so ... ah! I hab' gmoant, i muaß mi vaschliaff'n ..."

„Jetzt du!"

„Is anderst? freili, du hast koane Aug'n für dös! Sunst waar's net so weit kemma ..."

„Was is kemma? Is dös an Unglück, daß s' a Künstlerin worn is? Und hast as net selber schon g'les'n, wia s' g'lobt werd in de Zeitunga?"

„Laß mi mit dem in Ruah! Gel? I hab' Aug'n im Kopf und i woaß, was i siech ..."

„Du werst as kaam bessa vasteh als wia de Zeitunga!"

„Waar s' dahoam blieb'n; brav, lusti, fleißi, hätt' s' g'heirat, hätt' s' Kinda, da brauchet nix in der Zeitung steh'. Auf dös Lob kunnt'n mir verzicht'n, aber glückli waar'n ma alle mitanand und ..."

„Bst! Schrei net a so! Sie kimmt."

Marie trat ein und ging auf den Vater zu, um ihm die Hand zu reichen.

Der Alte vergrub die seinige in der Joppentasche und schaute der Tochter ins Gesicht.

Ernst und forschend.

Es war, als suchte er etwas, und er schien es nicht zu finden, denn seine Züge verrieten eine tiefe Trauer.

Seine Stimme klang rauh, als er fragte:

„Was verschafft uns eigentli die hohe Ehr'?"

Mizzi Spera war schokiert über diese Behandlung. Glaubte man, einen Kabarettstern in diesem Neste schlecht behandeln zu dürfen? Nee! Nich in die la mäng!

Sie zog die Achseln hoch und sagte:

„Ich wollte euch besuchen, aber wenn ich hier nich angenehm bin ..."

„Geh, Madel, was hast denn? Geh, Vater, sei do net a so ...!"

Die Hallbergerin beschwichtigte nach beiden Seiten hin.

„Sie hat halt wieder amal nach uns schaug'n woll'n", sagte sie.

„Ah so? Wia's mir geht? Dank der Nachfrag', ausgezeichnet. Wie's halt an Vater geht, der a solchene Freud dalebt am oanzig'n Kind. Kunnt ma gar net besser geh'."

Der Alte stellte sich ans Fenster und trommelte an die Scheiben.

Mizzi Spera, der die Mutter begütigend zuwinkte, setzte sich schmollend aufs Kanapee und gab sich mit Fifi ab.

„Viens donc ici! Mach schön!"

Sie beherrschte mit großer Sicherheit die Situation.

„Erzähl' do an Vater, was der Graf neuling zu dir g'sagt hat!" bat die Hallbergerin.

„Was für n' Graf? Fifi! Is mein Hundchen artig?"

„No derselbige, wo dir a Bukett g'schickt hat ..."

„Mir haben schon viele Grafen Buketts geschickt ..."

Hallberger drehte sich um und schaute das begehrenswerte Geschöpf an, das einmal als harmloses Kind in dieser Stube gespielt hatte.

Ein dummes Weibsbild mit ausgebranntem Herzen hockte dort und kam sich in dieser kleinen Welt recht bedeutend vor.

Und nun holte es aus einer Ledertasche Puderbüchse und Spiegel und fuhr sich mit einer Quaste über Nase und Wangen und beschaute sein Bild.

Der Alte gab sich einen Ruck und ging zur Türe.

„I geh ins Wirtshaus. Brauchst ma nix herricht'n zum Ess'n ... i kimm net hoam", sagte er und schlug die Türe hinter sich zu.

„So is er die ganze Zeit", seufzte die Schlosserin. „Ma ko mit eahm überhaupts nimma dischkrier'n."

„Laß ihn doch. Ich kann gerne wieder gehen, wenn ich hier nich angenehm bin ..."

„Was red'st denn, Madel? I sag' dir ja, er is überhaupts a so. De ganz Zeit her; net erst weil du da bist. I glaab, daß eahm gewisse Leut was ei'red'n. I kenn s' scho, de sell'n, dena da Neid koa Ruah laßt, und vo dem G'red stammt si sei schlechter Humor her ..."

„In Gegenwart von Damen läßt man sich aber nich in der Weise gehen. Finde ich wenigstens ..."

„Aerger di net, Madel. Er moant's net a so ..."

„Ich bin den Ton nich gewöhnt", sagte Mizzi Spera und steckte Puderbüchse, Spiegel und Quaste in die Tasche zurück.

Sie sah dabei so vornehm und abweisend mit halbgeschlossenen Augen um sich, daß ihre Mutter sie aufrichtig bewundern mußte.

Achtes Kapitel.

Eines Nachts überkam den Kaufmann Natterer ein allerwichtigster, den Altaicher Fremdenverkehr fördernder Gedanke.

Man mußte ein Komitee gründen, in dem zwei hervorragende Vertreter der Kurgäste neben ihm als Präsidenten wirken sollten.

Gab es etwas Klügeres?

Was für ein inniger Zusammenschluß zwischen Einheimischen und Fremden war damit zu erreichen!

Welche Fülle von Anregungen mußte aus den Beratungen hervorgehen!

Natterer hielt im Bette mit halblauterer Stimme Selbstgespräche.

Eine Rede, die er an die Gäste richten wollte.

Meine Herren! Oder meine Damen und Herren, denn warum sollte man das weibliche Element nicht heranziehen?

„Meine Damen und Herren! Es liegt im Interesse eines verehrlichen Publikums, das unser liebliches Tal aufsucht, es liegt im Interesse all derer, die in unserm lieblichen Tale Erholung finden wollen, daß die Wünsche deponiert werden, welche ..."

Frau Wally wachte durch das steigende Pathos auf und sah erstaunt auf ihren heftig bewegten Ehemann.

„Was hast d' denn, du Lattierl?" fragte sie besorgt.

Natterer kehrte dem stimmungsarmen Weibe den Rücken und faßte den Entschluß, das weibliche Element nunmehr doch nicht heranzuziehen. Er tat so, als ob er schliefe, und setzte seine Rede im stillen fort, bis sich seine Gedanken verwirrten und er in Schlaf verfiel.

Beim Morgenessen wiederholte Frau Wally ihre Frage.

„Wast hast d' denn heut nacht für a Gaudi g'macht?"

„Was woaß denn i, wenn i schlaf'?"

„Als wennst a Red' halt'n tatst, so laut hast auf g'red't. I glaab, daß di der Kas druckt hat, den wo du auf d' Nacht gessen hast ..."

Das war die Erklärung eines Frauenzimmers für eine durch Gedanken verursachte Erregung. Natterer gab lieber keine Antwort, trank seinen Kaffee aus und ging.

Seine Frau war das einzige Wesen, gegen das er verschlossen sein konnte.

Er eilte zur Post hinüber und sagte sich auf dem Wege, daß er zuerst Herrn Schnaase ins Vertrauen ziehen müsse.

Der hatte Eifer und Rednergabe. Aber er war noch nicht aufgestanden. Vor einer Stunde dürfe sie den gnädigen Herrn nicht wecken, sagte Stine. Ob sie was ausrichten solle? Nein, oder doch das eine, daß Herr Natterer dem Herrn Schnaase eine sehr wichtige Mitteilung zu machen habe, und daß Herr Schnaase das Haus nicht verlassen möge, vor ihn Herr Natterer getroffen habe.

Damit eilte der rührige Mann die Stiege hinunter. Im Hausgange stieß er auf Martl in einem überaus nachlässigen Aufzuge. Der Herr Hausknecht hatte nur eine lange Lederhose an und stand barfuß in den Pantoffeln. Natterer blieb stehen und schüttelte den Kopf.

Wie der Mensch in seinem karierten Hemd, ohne Kragen, sich unters Tor stellte, ja, mit einem nackten Fuß aus dem Pantoffel schloff und die Zehen spielen ließ, das konnte doch nicht in einem Kurort geduldet werden.

Er sagte in gütigem Tone:

„Martl, im Sommer, in der Hochsäson sollst so was net machen!"

„Was?"

„Du verstehst mi scho. Daß di a so herstellst, bloßfuaßet und überhaupts ..."

„Im Winter geht's net", sagte Martl, „da frierat mi in d' Zecha."

„Spaß beiseit'! Das is dem Herrn Posthalter auch net recht ..."

„Was geht denn dös di o, du Kramalippi? Du Salzstößla, du trapfter, du — — — —"

Grobe Menschen sind in frühen Morgenstunden noch gröber. Martl sagte etwas so Hausknechtliches, daß ein Mann, der seit Stunden über feine Redewendungen nachgedacht hatte, angewidert werden mußte.

Natterer ging schweigend weg; und da zog Martl auch den andern Fuß aus dem Pantoffel und ließ die Zehen spielen.

Den Kaufmann überkam ein bitteres Gefühl, als er nun an dem schönen Morgen den Kirchenweg entlang schritt. Es war nichts in ihm von der Fröhlichkeit, die alle Vögel pfeifen und zwitschern ließ.

Dieses Altaich!

Ob man auch anderwärts dem Wohltäter eines Ortes so roh begegnen durfte?

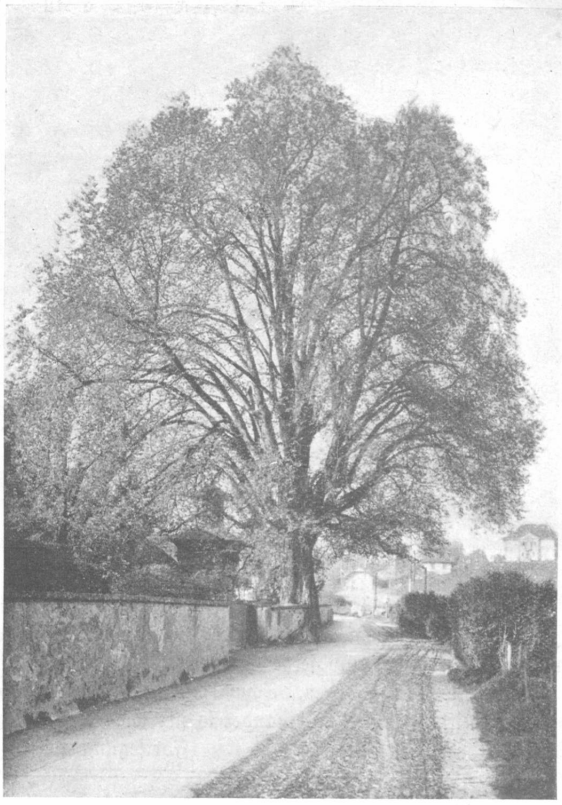
Ob es anderwärts ein gemeiner Hausknecht wagen durfte?

Hier freilich war nicht dagegen anzukämpfen.

Wenn er sich beim Posthalter beschwerte, sagte der seelenruhig: „Dös is halt an Martl sei Spruch ..."

Natterer gab sich seiner schmerzlichen Stimmung hin, als er, um eine Ecke biegend, vor Herrn von Wlazeck stand, der schon von einem Morgenspaziergange zurückkehrte.

„Särvus, Herr Kommerzialrat!" rief der Oberleutnant jovial. „Haben Sie sich zu meiner Kur bekehrt? Is sie nicht großoartig?"



Die große Ulme am Morillonweg in Bern.

Natterer erwiderte, daß er noch keine Zeit gefunden habe ...

„Zur Gesundheitspflege hat man ganz einfach Zeit, Verehrtester! Jedes Verseimnis rächt sich, muß sich rächen."

„Ich werde Herrn Oberleutnant demnächst folgen ..."

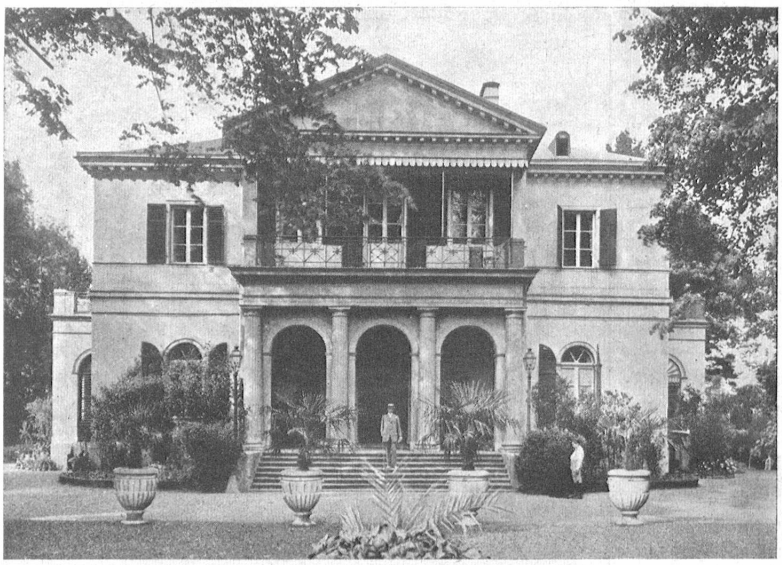
„Tun Sie das! Woher habe ich denn meine Elastizität? Vom Karlsbader. In der Fruh das Quantum zu sich nehmen, alsdann eine Stunde spazieren laufen, das macht dinnes Blut. Das ist das ganze Geheimnis. Wie belieben?"

„Ich meine, ich habe das schon von ärztlicher Seite gehört ..."

„Schon möglich. Auch Aerzte besitzen zuweilen Einsicht. Militärärzte natürlich ausgenommen. Aber ich behaupte: Alles, was den Menschen bedrickt, kommt vom dicken Blut. Ich habe einmal in Wien zu einem bekannten Dichter gesagt: Ich bidde, Herr von ..., na, der Name tut nichts zur Sache ..., ich bidde, was wollen Sie eigentlich mit Ihrem Wöltschmerz? Der ganze Wöltschmerz is bloß mangelhafter Stuhlgang. Wann der Lenau Karlsbader getrunken haben möchte, hätte er humoristische Gedichte gemacht. Mit einem Pfund Glaubersalz reinige ich die gesamte Poesie vom Wöltschmerz ... Aber wirklich!"

Natterer hörte mit so düsterer Miene zu, daß Herr von Wlazeck besorgt ausrief:

„Sie haben höchste Zeit, Verehrtester! Wie kann man an einem so entziggenden Morgen so melancholisch sein? Sie haben dickes Blut ..."



Das Landhaus im Morillon-Gut bei Bern.

„Ich fühle mich ganz wohl. Bloß, natürlich, man hat auch seine Gedanken und seine Sorgen ..."

„Das is ja! Sorgen, Schwärmut, Wöltschmerz, sogar Verzweiflung, alles miteinander is nix wie Verstopfung. Verlassen Sie sich darauf!" (Fortsetzung folgt.)

Das Morillon-Gut in Bern.

Das Morillon-Gut zwischen Weißenbühl und Wabern, dieses „vornehmste Landgut im Kanton Bern aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts" (H. Türler in „Das Bürgerhaus im Kanton Bern II."), ist eines der wenigen altbernischen Patrizier Landsitze im Bereiche der Stadt, die sich noch territorial und baulich unversehrt in die Gegenwart hinübergerettet haben. Das benachbarte Monrepos jenseits des Lentulushügels zeigt, wie man sich das künftige Schicksal auch des Morillon-Gutes vorzustellen hat; denn gegen den Baulandhunger einer sich entwickelnden Stadt gibt es keine Abwehr, die dauernd wirksam wäre. Hoffen wir, daß dieses Schicksal sich noch recht lange nicht erfüllen werde. Noch freuen wir uns der weiten grünen Matten des Gutes und seines wirklich „vornehmen" Landhauses im stillen Park, vor dessen klassisch edlen Bauformen der überraschte Beschauer verwundernd stillsteht. Auch die zum Gute gehörenden Oekonomiegebäude sind Zeugen einer bemerkenswert vornehmen Baugesinnung. Es mag darum unsere Leser interessieren, wer die Besitzer des Gutes gewesen sind, die ihm seine heutige Ausgestaltung und Ausstattung gegeben haben. Wir stützen uns in unserer Darstellung auf nach den Urkunden zusammengestellte Angaben des derzeitigen Besitzers des Gutes.

*

Am 19. April 1736 erstand laut Kaufbrief der Venner Rudolf Emanuel Frisching, Herr zu Rümligen, von Junker Georg von Muralt „eine Matten bei dem Weißenstein gelegen ohngefähr zwo und zwanzig Jucharten minder oder mehr samt allem dießmahl darauf sich befindenden Gebäuden, stoßt Sonnenaufgang an Meister Schwytzer, des Pfister, Matten, Mittags an Herrn Commissarig Lerber in Engelland Matten, Abends und Mitternachts an die Straß ..." Dieser Besitz erhielt von dem Käufer den Namen „Morillon".

Junker R. E. Frisching, der erste Besitzer des „Morillon"-Gutes, war der Enkel des zweiten Schultheißen Samuel Frisching, des Siegers von Villmergen, dessen Standbild mit den Steinbildern anderer ausgezeichneter Männer des alten Bern die Fassade der heutigen Kantonalbank zieren. Er hielt sich zwischen 1717 und 1719 in Paris als Volontär in der Schweizergarde auf und machte Reisen durch Frankreich, Flandern, Holland und England. 1727 vermählte er sich mit Anna Margaritha von Wattenwyl. Im gleichen Jahre kam er durch Erbschaft in den Besitz der Herrschaft Rümligen. Er wurde 1735 Mitglied des Großen Rates, 1750 Landvogt zu Köniz, 1754 Heimlicher der Stadt Bern, 1755 Mitglied des Täglichen Rates und endlich 1756 Venner der Stadt Bern. Er starb im Jahr 1780. Außer der Herrschaft Rümligen und dem Morillon-Gut besaß er das Frisching-Haus oben an der Junkerngasse (jetzt Nummer 59), ferner das Sahli-Gut beim Melchenbühl, ein Haus unterhalb des Gerechtigkeitsbrunnens schattseits, ein kleines Haus oberhalb des „Goldenen Adlers" und die Mühle im Sulgenbach. Ferner besaß er die Alpen Rämisgummen bei Eggiwil, Gabelspitz bei Röthenbach, den Berg Pfaffenmoos bei Eggiwil, Berg und Alp Grauenstein im Bumbachgraben und den Säuberg bei Schangnau.

Rudolf Emanuel Frisching hinterließ sein Gut seiner einzigen Tochter Margaritha, geb. 1730, die sich 16jährig mit ihrem entfernten Vetter Johann Rudolf Frisching, einem der reichsten Berner seiner Zeit, verheiratet hatte, aber schon zwei Jahre vor ihres Vaters Tod Witwe geworden war.

Ihr einziger Sohn Samuel Rudolf, geb. 1746, war ein schöner Mann, aber prachtliebend und, weil in seiner Jugend wahrscheinlich sehr verwöhnt, leichtsinnig und ausschweifend. Sigmund Wagner nennt ihn in seinen Memoiren den Bernischen Alcibiades. Er lebte seit 1780 fern von seiner Heimat und von seiner Familie in Frankreich, woselbst er sich nach seiner Titular-Landvogtei im Aeußern Stande „Baron de Krambourg" nannte. Er starb in Dijon 1809.

Aus seiner Ehe mit Rosina Margaretha Tscharner, Tochter des nachmaligen Landvogts von Romainmôtier, General in Sardinischen Diensten und Inhaber des Bernischen Regiments daselbst, Samuel Tscharner, entsproß eine einzige Tochter: Elisabeth Margaretha Sophie (1773—1813), die sich 1790 mit Johann Rudolf Frisching (1761—1838) aus der Linie von Wyl, des großen Rates 1795, Landammann der Schweiz 1801 und Mitglied des helvetischen Kleinen Rates 1802, verheiratete. „Er war ein schöner Mann mit gutem Kopf und Herzen, durch seine Heirath sehr reich, aber nicht glücklich, weil hypochonderisch." (Nach v. Mülinen.) Er war der letzte Herr der Herrschaft Rümligen, wurde aber auch später nach Aufhebung der Herrschaftsrechte „Oberherr" genannt.

Aus dieser Ehe stammt Albrecht Carl Rudolf. Er starb als 13jähriger Knabe an den Folgen eines Steinwurfes, den er beim Spiel auf der Terrasse an der Junkerngasse von einem Kameraden erhalten hatte. Das war ein harter Schlag für seine Eltern; die Mutter wurde in den letzten Jahren ihres Lebens schwermütig.

Ferner entsproß dieser Ehe eine Tochter Aletta Rosina Sofie (1793—1854), die wie ihre Mutter durch große Schönheit ausgezeichnet war.